Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 44

Artikel: "Rote Astern"

Autor: O.F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647713

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Du bist es gewesen, die die Gräber schmückte? Ich hätte es erraten sollen. — Aber laß die Toten! Bete lieber, daß uns heut noch eine Stunde hoher Glückseligkeit beschert sei."

„Noch eine —" wiederholte sie lautlos und erschauerte.

Da leitete er sie durch die warm rinnende Finsternis, zielsicher, als wäre es taghell, zwischen all den dichtgestellten kleinen und großen Gegenständen hindurch ins Nebenzimmer. Sie lag in seinem Arm so leicht und sonder Widerstreben, wie ein gespenstisch wesenloses Geschöpf anderer Welten. Einmal noch, als er ihr schmales Haupt zwischen seinen Händen hielt und sie sinnend betrachtete, hob sie wehrend die Hände. Da er sie losließ, fragte sie kaum hörbar: „Bleibst du jetzt für immer hier?"

„Nein — warum? Morgen geht mein Schiff ..."

Als er es ausgesprochen, zürnte er sich bereits deswegen.

Sie verharrte stumm.

Hernach aber, als er sie in seine Arme genommen hatte, überfiel es ihn wie ein Blitzstrahl, jäh und klar; wie doch in all den Jahren seines Fernseins er sie vermißt — sie, und er faßte in einem Augenblick den Vorsatz, sie nunmehr für immer an sich zu binden, sie zu halten für alle Zeit, da sie eine jener seltenen Frauen war, die Heimat geben konnten, auch in der Fremde ...

Aber noch konnte er seinen Entschluß nicht in Worte fassen. Er küßte sie nur mit vermehrter Inbrunst und malte sich ihre Freude, ihr Entzücken aus, wenn er morgen ihr eröffnen würde, sie käme mit.

„Wie ihre Augen leuchten werden, ihre Augen", stellte er noch, halb schon in Schlummer gesunken, sich vor. „Ja, ich werde es ihr morgen sagen. Morgen gleich beim Erwachen. Morgen, nicht jetzt — es ist ja Allerseelen ..."

*

Als er andern Tages aus spätem Morgenschlaf wach wurde und die Hand nach der Gefährtin reckte, war sie nicht mehr da. Auch sein irrendes Suchen durch die Stadt blieb vergeblich.

Drei Tage später erst warf ein entlegener See ihren Leichnam ans Ufer.

„Rote Astern".

Lebenserinnerung. Von O. F.

Kürzlich besuchte ich einen Jugendfreund, dem ich seit vielen Jahren nicht mehr begegnete, — er erzählte mir vielerlei aus seinem Leben, auch — wie er ein neues Glück gefunden, nachdem ihm der Tod seine erste Frau in ganz jungen Jahren entrissen hatte. Heute — am Allerseelentag, mit dem die Erzählung im Zusammenhang steht, — möchte ich den Bericht wiedergeben, mit den gleichen Worten, wie ich ihn vernommen habe.

„Nach einem glücklichen, nur zu kurzen Ehestand, starb meine liebe Frau und ließ mich mit meinem kleinen Mädel allein in der Welt zurück. Da die Versorgung des zarten Kindes in einem frauenlosen Hausstand der Schwierigkeiten zu viel bot, mußte ich mein Blümchen, — es trug den Namen seiner Mutter, Margrit, — der Pflege meiner Eltern überlassen, die es liebevoll betreuten; mich drängte es fort aus der Heimat: unter anderen Lebensverhältnissen, dachte ich, würde es eher und leichter sein, den an mir nagenden Gram zu mildern. Ein Vorschlag der Firma, bei der ich schon lange in Stellung war, als ihr Vertreter nach Rußland zu gehen, kam mir sehr zu statten, — im Sommer 1914 reiste ich nach Moskau ab.

Das Leben in diesem riesigen Reich, inmitten der slavischen Bevölkerung, deren Sprache und Sitten ganz anders sind, als ich es bisher gewohnt war, mutete mich so fremd an, daß ich die erste Zeit recht einsam und verlassen mir vorkam; besonders gedrückt wurde meine Stimmung, als noch die Nachricht eintraf, das kleine Margritchen sei erkrankt und gäbe der Arzt wenig Hoffnung, es am Leben zu erhalten.

Dann brach der Weltkrieg aus, die Grenzen wurden gesperrt, die Verbindungen mit den andern Ländern abgebrochen, eine Ausreiseerlaubnis zu erwirken war nicht leicht und die Reise selbst mit erheblichen Kosten, Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, so daß — nach Erhalt der Nachricht über das Ableben meines Kindes, ich mich nicht dazu entschließen konnte, die Heimfahrt anzutreten.

Als der Allerseelentag heranrückte, fragte ich den Portier meines Hotels, wie ich am besten zum Friedhof gelange. „Sie meinen doch wohl den für die „Andersgläubigen"?" lautete die Gegenfrage und es folgte zur Erklärung, daß die in Moskau lebenden Ausländer einen eigenen Friedhof besitzen, während die „Rechtgläubigen" — wie sich der Russe bezeichnet — anderwärts, getrennt, Grabstätten unterhalten. Der Friedhof, zu dem es mich zog, schien recht weit außerhalb der Stadt gelegen und es dauerte sehr lange, bis ich mit der Elektrischen endlich ans Ziel kam.

Von hohen Steinmauern umgeben, streckt sich ein uralter Park aus, bestellt von langen, schattigen, gepflegten Alleen alter, mächtiger Bäume, — viel Trauerweiden und Trauerbirken, die ihre Aeste nach allen Seiten hin schirmend über die Gräber ausbreiten, die Zweige — wie als Zeichen des Leides, tief bis zur Erde geneigt. Der Winter kommt hierorts früh ins Land, eine leichte Schneeschicht deckte schon die Erde, — ernst und würdig hoben sich schöne, dunkle Monumente und schwarze Granitkreuze von der weißen Fläche ab. Es herrschte absolute Stille in diesem Reich der Toten, die — weit entfernt von ihrer lieben Heimat, die letzte Ruhe gefunden, dieses sichere Ziel allen menschlichen Strebens. Da gelangte ich zu einem Grabhügel, auf dem blutrote Astern unter dem Schnee grell hervorleuchteten ... Wie mich diese vom Frost geschlagenen Blumen an meine zwei Margriten gemahnten, die gleich ihnen vom rauhen Hauch des Schicksals getroffen, so bald schon dem Leben entrückt wurden!

Durch eine kleine Pforte trat ich ein in die Umzäunung dieses Familienplatzes und ließ mich auf ein Bänkchen nieder. Ich mochte wohl lange in meine Gedanken versunken dort gesessen haben, ein Geräusch ließ mich aufmerken, — das Pförtchen wurde von einem jungen Mädchen aufgestoßen, das sich nähernd, mich mit verwundertem Blick betrachtete. Ich murmelte einige Worte der Entschuldigung, die kaum verstanden wurden, und entfernte mich eilig. Als ich nach weiterem Wandern zwischen all den mir fremden Gräbern zuletzt zum Ausgang gelangte und die Elektrische bestieg, sah ich im Wagen nur noch einen Fahrgast sitzen, — das selbe Mädchen, das mich als Eindringling auf der ihr zugehörigen Grabstätte getroffen hatte. Ich grüßte und entschloß mich zu einer Anrede. Gleich die ersten Worte meinerseits lösten die Frage aus: „Sie sind wohl Schweizer? Ich habe es gleich an ihrer Sprache erkannt, mein Vater ist auch Schweizer, ich selbst bin hier geboren und habe das Land meines Vaters nie gesehen." In angeregter Unterhaltung verging die Zeit rasch, und unbemerkt war die lange Fahrt zurückgelegt bis ins Innere der Stadt. Abschied nehmend, bat ich um Erlaubnis, meine neue Bekannte aufzusuchen, sie antwortete einfach: „Papa wird sich freuen, seinen Landsmann zu begrüßen." Dann verkehrte ich im Hause ihrer Eltern, wie bei alten, guten Freunden.

Drei Jahre dauerte der Weltkrieg, es brach die Revolution aus; wer von den Ausländern die Möglichkeit hatte, suchte das in flammende Aufruhr geratene Land zu verlassen, meine neuen Freunde aber konnten sich zu einer Ausreise nicht entschließen: leidend und gealtert, scheute der Vater die beschwerliche Reise, auch glaubte er nicht daran, sich draußen eine neue Existenz schaffen zu können; die Mutter — als gebürtige Russin — wollte nichts davon wissen, ihrer Heimat untreu zu werden. Und — was hielt denn mich zurück? Die Lieblichkeit Nataschas, — so hieß

meine kleine Freundin, hatte es mir angetan, ihr verdankte ich, mich nicht mehr so einsam und verlassen zu fühlen ....

Im Frühling 1918 machten wir Hochzeit. Die Zustände im Lande gestalteten sich immer furchtbarer, es entbrannte der Bürgerkrieg, — wir beschlossen denn doch — meine junge Frau und ich — fortzugehen. Schwer fiel Natascha der Abschied von ihren betagten Eltern, galt es doch — die Heimat, Verwandte und Freunde zurückzulassen, alles was ihr von Kindheit an lieb und wert gewesen, hat sie verloren ..."

„Alles? Doch wohl nicht", unterbrach diesen Bericht meines Freundes seine zu uns tretende junge Frau: „Ja, sehr viel habe ich zurücklassen müssen, das ist wahr, aber doch nicht alles! Etwas habe ich mir von dort herüber gerettet: unser Liebesglück! Und da wir uns zu Allerseelen zuerst begegnet sind, versäumen wir nie, an diesem Tag das Grab unserer lieben dahingegangenen Margriten mit roten Astern zu schmücken, die ja meinen Mann zu unserem Moskauer Friedhofsplatz geführt hatten ...."

Rote Astern, — in meiner Vorstellung erstehen diese letzten Blumen vor dem Winter: wie lebhaft und formschön blühen sie im Spätherbst neben den farblosen, vergilbten Resten der vergangenen sommerlichen Pflanzen! Sie duften so herb und kräftig; immer bei diesem herbstlichen Duft wird es mir schwer ums Herz, — wie eine Mahnung ist es: daß der schöne Sommer so rasch verflogen ist, daß Winterkälte und Winterstürme nahen, begleitet vom Heulen des Windes im Rauchfang, — ein Mahnen, wie eilig und unbemerkt des Menschen Leben vergeht ... Von nun an will ich aber die roten Astern mit anderen Gefühlen zu betrachten suchen, haben sie doch meinem Freund Mut zum neuen Leben und ein großes Glück gebracht!

Der Usterbrand vor 100 Jahren.

Die Sozial-Revolte der Zürcher Handweber am 2. November 1832.

Die Schuld an der heutigen Krise wird vielfach auf die Ueberproduktion geschoben. Diese aber ist die Folge der ständigen maschinellen Verbesserungen. Niemand denkt deswegen daran, die Maschinen abzuschaffen, höchstens hört man ab und zu eine Kampfansage an die Uebermaschinen, an jene Maschinen, die an die Stelle von Menschen die Maschine setzen. Man möchte alle Automaten, alle laufenden Bänder als „Verbrecher an der Menschheit" verbieten, wenn das nicht geht, so hoch besteuern, daß die Menschenarbeit daneben bestehen kann. Ob es möglich ist, die technische Entwicklung abzubremsen?

Vor hundert Jahren hat man es im Zürcher Oberland versucht. Damals wurden dort die ersten Webmaschinen eingestellt. Die Folge war, daß die vorher sowieso schon schlecht bezahlte Handarbeit unrentabel wurde, daß der Verdienst bei 14- und mehrstündiger Arbeitszeit zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse nicht mehr ausreichte, daß große Arbeitslosigkeit, etwas vorher ganz Unbekanntes, die Menschen ängstigte.

Besonders schlimm stand es in den Kreisen der Zürcher Handweber. Bereits waren durch maschinelle Einrichtungen die Seidenspinner zu Tausenden arbeitslos geworden. Nun drohte das gleiche Schicksal den Baumwollwebern, hatte doch die Corrodische Fabrik in Uster die ersten Webmaschinen in Betrieb genommen. Die Angst um ihren Verdienst trieb die Baumwollweber aus dem Zürcher Oberland im November 1830 an den Ustertag, weniger die Unzufriedenheit gegen das herrschende Regime. Klar und deutlich verlangten sie in Uster denn auch ein Verbot der Einrichtung mechanischer Webstühle. Sie erhielten die Zusicherung, daß man auch da nach Abhilfe trachten werde. Daran klammerten sich die armen Hausweber. Aber die Hilfe ließ auf sich warten. Da regte sich der Groll neuerdings. Als 1831 die Zürcher von der neuen Regierung aufgefordert wurden, ihre Wünsche geltend zu machen, wiederholten zahlreiche Gemeinden die Forderung nach einem gänzlichen Verbot der Webmaschinen. So schrieb die Gemeinde Hinwil: Der Wunsch wird allgemein ausgesprochen, daß die hohe Landesregierung, um den wütenden und drohenden Gefahren zuvorzukommen, den Beschluß fassen möge, daß die Seiden-, Weberei-, Baumwoll- und Schlichtmaschinen abgeschafft, unmöglichen Falls denselben bedeutende Schranken gesetzt werden, damit die durch diese Maschinen verdienstlose Menschenklasse noch etwas zu ihrem Unterhalt verdienen kann. Aus Ringwil tönte es: Sind diese Maschinen nicht die verderblichen und unheilbringenden Erfindungen, welche die Seidenspinner zu Tausenden zu Bettlern gemacht und im Beginne sind, den Webern ein gleiches Schicksal darzubieten? Und wohin um Gottes Willen gehen mit dem Volk, das durch die entrissene Arbeit nur an den Bettelstab gebracht wird? Bedenkt, hochgeachtete Herren, bedenkt, besonders diejenigen geehrten Herren Repräsentanten, welche auf der Tribüne von Uster hiefür ihr Wort gegeben, welche Mühe und Zusicherung es damals bedurfte, um die vielen Tausende nur um dieses Gegenstandes willen Gekommenen zu beruhigen. Bedenkt nochmals, daß jene nur mit der Vertröstung, es werde sicher entsprochen werden, beruhigt nach Hause gingen. Noch deutlicher wurde Oberhittnau: Infolgedessen erlauben wir uns, bestimmt zu erklären, daß wir uns mit der Forderung des Verbotes der Maschinen unter keinen Umständen abweisen lassen, sondern bis zur Erreichung unseres Zieles das Aeußerste wagen werden, weil wir wissen, daß uns zuletzt nach allen fehlgeschlagenen Versuchen der Bettelstab doch noch übrig bleibt. Die Behörden von Bäretswil verlangten, daß in das Verbot der Maschinen die Bestimmung aufgenommen werde, daß die mechanischen Betriebe, die gegen das Verbot der Regierung weiterhin arbeiten, nicht unter staatlichem Schutze stehen, sondern dem Volke zur Vernichtung preisgegeben werden. An eine gewaltsame Vernichtung dachte man also lange vor der Tat schon. Interessant ist immerhin: Auf der einen Seite verlangte die Bewegung von 1830/31 Gewerbefreiheit, auf der andern wollte man stürmisch deren Einschränkung!

Zur Explosion kam es, als anfangs November 1832 der zweite Ustertag vom zürcherischen Schutzverein einberufen wurde. Die Weber beschlossen, teilzunehmen, um gegen die Verschleppung der Verbotserlassung für Webmaschinen zu protestieren. In Uster wußte man, daß ein Anschlag gegen die Corrodische Fabrik geplant sei. Man schickte daher sieben Herren des Komitees, darunter die Regierungsräte Bürgi und Fierz, um die Leute vor unüberlegten Streichen abzuhalten. Es war am 2. November 1832, die Fabrik geschlossen. Schon von 7 Uhr morgens an kamen fortwährend Haufen von 10, 20 und mehr Männern die Straße nach Wetzikon durch den Usterwald herunter. Die meisten gingen ruhig an der Fabrik vorüber, andere ließen sich zum weitergehen bewegen, wenn mit ihnen gesprochen wurde. Erst um halb 9 Uhr kam ein Haufe, der sich von Anfang an feindselig benahm. Wenn die Regierung nicht helfen wolle, müsse man selber einschreiten, hieß es. Die Männer überschritten die Brücke zur Fabrik. Bürgi und Fierz bemühten sich unerschrocken, die Leute zu beschwichtigen, von Exzessen abzuhalten. Vergebens, plötzlich flogen aus der Menge Steine gegen die Fenster. Das war das Signal zum allgemeinen Losbrechen der Volkswut. Mit Knütteln wurden die untern Fenster der Fabrik eingeschlagen. Dann wurden Stroh und Holz durch die eingeschlagenen Fenster geworfen und angezündet, dieweil andere in die Fabrik einbrachen und alles zerstörten. Fierz und Bürgi, die sich immer noch mühten, das Aergste abzuwenden, wurden mißhandelt.

Dichter Nebel hinderte jede Sicht, sodaß man vorerst im Dorfe keine Ahnung von den Begebenheiten hatte. Als man Kunde erhielt, rief der Präsident des Komitees: „Mir